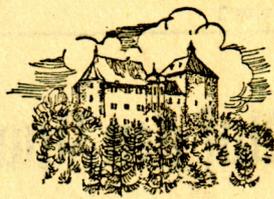


Deine HEIMAT



Nummer 1

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

1961



IN DER WINTERNACHT

Friedrich Wilhelm Weber

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat:
Erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
spürst du, was Gutes der Winter dir tat.

Und deucht die Welt dir öd und leer,
und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht —
es wächst viel Brot in der Winternacht.

Auf den Spuren Balzars von Flammersfeld

Wer sich einmal näher mit der Person des Balzar von Flammersfeld beschäftigt hat, wird feststellen müssen, daß sein Leben - urkundlich betrachtet - noch sehr im Dunkeln liegt. Es gibt nur eine einzige Urkunde, die mit Gewißheit auf Andreas Balzar zu beziehen ist, nämlich seine eigene Geburtsurkunde. Schon bei der Sterbeurkunde ist dies nicht mehr der Fall. Sie könnte auch einen andern bezeichnen. Sie lautet im Kirchenbuch zu Westerburg: „Im Jahre 1797 Oktober 3 (dritten) ward N. N. Balzar von Flammersfeld nach dem Ausspruch des französischen Kriegsgerichts im Schloßhof erschossen und eodem auf hiesigen Kirchhof begraben“. N. N. = nomen nescio, also ein unbekannter Vorname. Der Erschossene könnte also genau so gut statt Andreas auch „Jacob Ferdinand Friedrich“ geheißen haben. Es ist nachgewiesen, daß es auch einen Balzar dieses Namens gab.

Wenn man den aus dem Jahre 1797 stammenden Brief eines französischen Soldaten liest, möchte man fast annehmen, dieser Jakob Ferdinand Friedrich sei der Balzar von Flammersfeld gewesen. Der Bürger Perille, Fourier des 16. Rgt. 1/2 Brigade, Division des Generals Grenier in der Sambre und Maas-Armee, lag im Jahre 1797 bei dem Pfarrer Molly in Driedorf (Dillkreis) im Quartier. Da Pfarrer Mollys Vater aus Weyerbusch stammte, fand der französische Soldat wohl eine neue Nachricht als würdig, sie ihm mitzuteilen. In einem Brief aus der Gegend um Köln schreibt er ihm unter anderem: „Als Neuigkeit teile ich Ihnen mit, daß der Sohn eines Pfarrers aus der Gegend von Weyerbusch, ein russischer Kapitän, der früher bei der Leibwache des Kaisers war und seit einigen Jahren als Räuberhauptmann auftrat, endlich gefangen genommen ist, nachdem er mehrere französische Offiziere ermordet hatte, um ihre Ausrüstung zu erhalten. Dies las ich vor einigen Tagen. Hoffentlich wird er bald hingerichtet. Ich schließe mit freundl. Gruß und bin Ihr Freund für's Leben. Perille.“ 1)

Dem guten Bürger in Uniform scheint hier etwas durcheinandergeraten zu sein, oder war etwa der Balzar von Flammersfeld wirklich nicht der Andreas? Hat sich Spielmann in seinem Roman geirrt und dem falschen Pfarrersohn Lorbeeren gespendet? Der russische Offizier war nämlich Andreas' Bruder Jacob Ferdinand Friedrich. Da sich auch in der Matrikel der Hohen Schule zu Herborn ein Andreas Balzar nicht nachweisen läßt 2) und

auch in der Schrift „Der Herborner Student“ 3), obwohl sie sich eingehend mit der Wilddieberei der Herborner Studenten auseinandersetzt, kein Andreas Balzar erwähnt wird und auch im Verzeichnis der relegierten Studenten zwischen 1585 und 1717 kein Andreas genannt wird, könnte man wirklich Zweifel an seinem Dasein bekommen. Jedenfalls läßt sich in öffentlichen Archiven nichts finden, was für ihn spricht. Allerdings sollen sich in einem privaten Familienarchiv Unterlagen befinden. Leider konnte ich bisher keinen Zugang zu ihnen finden.

Doch wir können trotzdem die Zweifel an der Identität des Andreas beiseite schieben, denn sein Bruder tritt noch nach 1800 zweimal urkundlich auf. Er kann also nicht 1797 erschossen worden sein. Aber als russischer Offizier muß er allerlei Ruhm erworben haben. Seine Geschwister rechneten jedenfalls nach seinem Tode mit einer großen Erbschaft, wie aus einem Ehevertrag hervorgeht, der 1830 vor dem Pfarrer in Birnbach geschlossen wurde und in dem sich der Brautvater Philipp Balzar bereit erklärt, seinem Schwiegersohn und dessen Frau die Hälfte des ihm zufallenden Erbes aus dem russischen Nachlaß des verstorbenen Kaiserlich Russischen Obristen Ritters von Balzar abzutreten. Allerdings schränkt er ein, falls die künftige Ehefrau vor dem Schwiegersohn sterben würde, bekomme er nur einen Anteil von 250 Thalern aus dem gedachten Erbschaftsquantum, während der Rest an die Philipp Balzar'sche Familie zurückfallen solle. So scheint also Andreas Balzars Bruder zu noch größeren soldatischen Ehren gekommen zu sein als der schwarze Hauptmann.

Aber noch eine Gestalt aus dieser Familie ist es wert, einmal betrachtet zu werden. Wenn Spielmann in seinem Roman „Balzar von Flammersfeld“ von einer Familientradition spricht, wonach der älteste Sohn jeweils Pfarrer werden mußte und Andreas deshalb seinen Schicksalsweg gehen muß, weil er aus dieser Familientradition ausbricht und Förster werden will, so hat Spielmann nicht unbedingt recht; denn es gab keine derartige Tradition, weil die Vorfahren Balzars nicht etwa Pfarrer, sondern meist Förster waren. Hans Balzar, 1643 in Breidenstein (Wittgenstein) geboren, scheint schon diesen Beruf gehabt zu haben. Sein Sohn Johann Balthasar ist seit 1644 Oberförster in Wittgenstein. Dessen Sohn Johann Christian Balthasar stirbt 1712 als

Forstmeister in Wittgenstein. Der nächste nun ist der erste, der uns als Soldat begegnet. Es ist der „Capitain in Sr. Durchlaucht Herrn Erbprinzen von Kassel Leibregiment von Laasphe - Wittgenstein Philippus Ludovicus Balzazar“. Aber schon mit dreißig Jahren gibt er das Soldatenleben auf und erscheint um 1706 in Leingen bei Weyerbusch, wo er mit der Witwe des Gerhard Krämer aus Weyerbusch eine zweite Ehe eingeht und Schultheiß im Kirchspiel Birnbach wird. In diesem Amte folgt ihm sein Sohn Christian Ludwig, der Großvater des Balzars von Flammersfeld.

Hier nun trennen sich die Linien. Der älteste Sohn Henricus heiratet später nach Pütscheid und wird Schultheiß zu Flammersfeld. Der fünfte Sohn ist der spätere Pfarrer Johann Ernst Wilhelm Balzar von Flammersfeld, und zwischen beiden, als drittes Kind geboren, steht Henricus Gerhardus, der die Familientradition des grünen Rockes fortsetzt und zu hohen Ehren kommt.

Die Grafschaft Sayn - Hachenburg war inzwischen durch Erbschaft an die Burggrafen von Kirchberg, Herren zu Farnrode usw., gekommen, die sich nun auch Grafen von Sayn-Hachenburg nannten. Dieses thüringische Geschlecht besaß bei Eisenach als Jagdschloß Wilhelmsthal und ärgerte sich über den dort amtierenden unfähigen Forstbeamten. Da hörte man von dem jungen Förster Balzar im Westerwald, und da just jener Teil zur eigenen Herrschaft gehörte, versetzte man ihn nach Wilhelmsthal. Hier schuf er nun die Umgebung, die einem Jagdschloß erst den richtigen Namen gibt.

Es wird dann um die Zeit gewesen sein, da der Förster Wedt (der Wiedmann des Romans „Balzar von Flammersfeld“) von Farnrode nach dem Westerwald versetzt wur-

de, daß man Balzar zum Oberförster in Farnrode (heute Farnroda) ernannte und ihm dort die Möglichkeit gab, seine Ideen über Wald- und Wildpflege in größerem Umfange zu verwirklichen. Ganz neue Wege wurden hier unter seiner Anleitung zur Waldkultur beschritten, und in der Familienüberlieferung wird Heinrich Gerhard Balzar noch heute als der Begründer der modernen Waldpflege in der Eisenacher Gegend betrachtet. 4)

Das Geschlecht ist im Mannesstamm bereits ausgestorben, und der Name ist heute in Farnroda nicht mehr bekannt. Aber noch vor dem Kriege befanden sich in Eisenach ein Balzarhaus und auf dem dortigen Friedhof das Erdbegräbnis der thüringischen Balzarlinie. Daß sich auch hier manches wiederholte, was scheinbar schicksalhaft in der Familie schlummerte, sein nur am Rande erwähnt. Ein Enkel war Pfarrer in Großlupitz/Thüringen. Dessen beide Söhne rissen wie der schwarze Hauptmann aus dem Theologiestudium aus und wandten sich anderen Berufen zu.

Eine lange Geschichte war es, vom Balzar von Flammersfeld über den russischen Obristen Ritter von Balzar zum Oberförster in Thüringen, aber sie zeigt uns, daß nicht nur dynastische Bindungen zwischen dem Westerwald und Thüringen bestanden, sondern, daß auch die menschlichen Bindungen schon damals hin- und hergingen im weiten deutschen Vaterland.

- erka -

Anmerkungen: 1) Mitgeteilt in Karl Leich: „Die Geschichte der Familie Molly“, Gelsenkirchen 1907; 2) Dr. Carl Heller: „Die Matrikel der Hohen Schule zu Herborn 1725 - 1817“, Wiesbaden 1935; 3) Dr. Carl Heller: „Der Herborner Student 1584-1817“, Wiesbaden 1935; 4) Mitgeteilt von Frau Dora de Sauer, Caracas (Venezuela).

Aus einem Schönsteiner Fuhrmannsbuch

Im Gebiete der mittleren und oberen Siegel war bis vor etwa hundert Jahren die Zunft der Fuhrleute recht bedeutsam und zahlreich. Seit Jahrhunderten war es nämlich die ur-eigenste Obliegenheit der Fuhrmänner gewesen, Erz und Roheisen von den Gruben und Hütten des Siegtales und seiner Nebentäler in den bergisch-märkischen Raum zu verfrachten, wo die den Siegerländer Stahl weiterverarbeitenden Stahlschmiede und Drahtzieher saßen. Tagelang oft waren sie dann mit ihren Gespannen unterwegs und lieferten das Roheisen, die sogen. „Staln“, genau so nach Solingen und Remscheid zu den dortigen

weltberühmten Klingen- und Messerschmieden, wie zur Hansezeit nach Köln, von wo es per Schiff in die Niederlande oder gar nach London in den „Stahlhof“ weiterverfrachtet wurde, aber auch bis nach Frankfurt, von dessen altberühmter Messe das Süddeutsche Absatzgebiet beschickt wurde. Kein geringerer als Jung-Stilling selbst hat uns vom Tun und Treiben der Siegerländer Fuhrleute zeitgenössisch berichtet.

Diese alten Fuhrleute waren landauf, landab zwar als derbe, raube Gesellen bekannt, ihre Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit aber war noch berühmter.

Ihre Stunde hatte jedoch geschlagen, als vor nunmehr hundert Jahren die Eisenbahn durch das Siegtal gebaut wurde. Mochten sie auch noch so gegen den Bahnbau wettern und sich in deftigen Flüchen gegen ihn ergehen, - ja, ein Spottgedicht „Der Deuwel hol de Eisenbahn“ machte bei ihnen die Runde -, die Bahn wurde trotzdem gebaut. Die Siegerländer Industrie bedurfte ihrer dringend, um konkurrenzfähig zu bleiben und damit den Einwohnern Arbeit und Brot zu erhalten. Als so die Bahn 1860 bis Wissen und 1861 bis Siegen vollendet war und sie nunmehr den Gütertransport übernahm, war damit gleichzeitig unseren biederen Fuhrleuten die Existenzgrundlage entzogen. Was von ihnen nicht in der nunmehr mächtig aufblühenden Industrie unserer Heimat unterkam, wanderte entweder in den Auswanderungswellen der damaligen Zeit mit nach Amerika aus, oder aber schlug sich durch, indem es nur noch im engsten heimatlichen Raume tätig wurde und lokalen Bedürfnissen Rechnung trug.

Ein solcher Fuhrhalter war auch jener Johann Demmer aus Schönstein, der, da er auf „dem Plan“ wohnte, einfach der „Plan Hannes“ genannt wurde. Von ihm ist sein Fuhrmannsbuch, welches er fein säuberlich geführt hat, erhalten. Es ist ein altes, abgegriffenes Buch, das, wie darin zu lesen ist, ursprünglich der Siegener Tuchhändlerin Maria Barbara Weisler gehört und dieser während der Jahre 1791/92 als „Haupt-Anotations-Buch“ gedient hatte. Das Buch muß dann durch Umstände, die zu ermitteln und klarzustellen wir nicht in der Lage sind, in den Besitz des Johann Demmer gekommen sein. Jedenfalls beginnt er seine Eintragungen im Anschluß an die etwa siebzig Jahre früher datierten Aufzeichnungen der Weisler erst im Jahre 1867. So gibt das Buch also zweierlei kund, einmal genauen Aufschluß über die Tätigkeit des Fuhrhalters Demmer, dann aber sind darin die weitläufigen Geschäftsverbindungen der Maria Barbara Weisler festgehalten.

Zunächst wollen wir die Eintragungen des Fuhrhalters Johann Demmer betrachten. Wie aus seinen säuberlich und wie es scheint sehr gewissenhaft durchgeführten Aufzeichnungen hervorgeht, gehört zu den Kunden ein fester Stamm Schönsteiner und Wissener Bürger. Für diese, die ja alle als Nebengewerbe noch Landwirtschaft betrieben, übernahm er zunächst alle landwirtschaftlichen Arbeiten für die ein festes Gespann erforderlich war. Er ackerte ihnen die Felder, besäte sie, eggte sie und fuhr im Herbst mit seinem Wagen die Früchte ein. Jahr für Jahr weist er dies genau aus. Aber auch alle anderen Fuhrmannsar-

beiten übernimmt er. Von der damals in Wissen noch existierenden Ziegelei holt er die Ziegel, von der Hütte bringt er den Hütten sand, von der Sägemühle in Nisterbrück schafft er das Bauholz herbei, und aus den Wäldern läßt er Brennholz und Lohe anrollen.

Natürlich konnte auch Graf von Hatzfeldt nicht ohne die Dienste seines Fuhrhalter-Nachbarn auskommen. Alle Material- und Schuttfuhren, die bei den damaligen Baumaßnahmen am Schönsteiner Schloß anfallen, muß Fuhrmann Demmer bewältigen. Fuhr jedoch der Graf ins Bad oder ging er sonst auf Reisen, so brachte Fuhrhalter Demmer das Gepäck zum Bahnhof oder holte es ab. Es ist wissenswert, welche Familiennamen auftreten. Sehr oft erscheint der Name des Schloßverwalters Höller, dem unsere Heimat eine Reihe von Ansichten aus Schönstein und Wissen verdankt. Vikar Hein, „Gerigrat Stahl“, „Schultheiß“ Buchen, „Cameralempfänger“ Frank, „Gerichtsdienstler“ Stahl, Engelbert Ludwig, Witwe Ley, Arnold Latsch, Wilhelm Selbach und Witwe Hundhausen werden genannt. Zum Teil sind es also Familiennamen, die es heute in Schönstein nicht mehr gibt. Aber auch für die Gemeinde Schönstein fährt er. Vor allem Wegebaumaterial, aber auch „Trähs vom Weg“, wie er sich im derben, erfrischenden Fuhrmannsdeutsch ausdrückt.

Weniger zahlreich sind indessen die Namen der Wissener Bürger vertreten. Hier ließen vor allem Jakob Wilhelm und seine Schwägerin, die Witwe Müller, ferner die Familien Demmer, Becher und Steinstraß ihre Fuhrarbeiten durch Fuhrhalter Demmer ausführen. Und seine Preise? Für einen ganzen Tag Feldarbeit nahm er 1 Taler und 20 Groschen.

Doch nun zu den Eintragungen der Frau Weisler aus Siegen! Anno Domini 1792 hat Maria Barbara Weisler dieses Haupt-Anotations-Buch angefangen. So steht es auf dem Buchdeckel, und wenn auf der ersten Seite des Buches gleich ein Auszug des alten Buches von Anno 1789 steht, so merken wir sofort, daß wir eine kaufmännisch versierte Person vor uns haben. Wie sich aus ihren Einträgen ergibt, handelt sie mit Tuchen und Textilien. Ohne Zweifel ist das Siegerland ihr eigentliches Geschäftsgebiet, aber an Dill und Lahn, an der mittleren Sieg und im Sauerland, überall macht sie ihre Geschäfte.

In unserem Kreise war sie anscheinend nur in Freusburg, Kirchen und Wissen tätig. Maria Barbara Weisler suchte die Kundschaft auf und lieferte die Ware dann ins Haus. In Freusburg ist die Frau Actuarius eine ihrer Hauptabnehmerinnen, und am 25. „Mertz“ 1792 hat sie mit dem „Ferber“ von Wissen nach Freusburg für 23 Thaler 40 Groschen

Waren geschickt. In Wissen gehörten Michael Fischer und Ferdinand Buchen zu ihren guten Kunden. Letzterem verkaufte sie am 18. April 1791 3½ Ellen „Manschefter“, 1 baumwollenen Kragen, 1 Rock „for die Frau“ und 1¾ „Litz“ für Summa 8 Thaler 40 Groschen.

In der historischen alten Gaststätte Müller-Stocks am Wissener Markt beliebte sie abzustelgen. So vermerkt sie unterm 26. April 1791: „Ist mein Schwager M. Mauern mit mir nach Copelentz gereist, darum bin ich ihm schuldig 1 Thaler 30 Groschen und bei der Stocks Wittib (Müller-Stocks) hat er vor mir drei Thaler bezahlt. Wieder ist er mit mir nach Neuwied gegangen, bin ich ihm schuldig zwei Thaler 30. Natürlich rechnet sie dann und wann mit ihrem Schwager ab und schreibt

gewissenhaft unter ihren Eintrag „bezahlt“.

Ab 1792 hören ihre Eintragungen auf. Vielleicht waren die Zeiten zu unsicher geworden, als daß eine Frau es noch hätte wagen können, weiterhin ihren weitläufigen Geschäften nachzugehen.

So blieb das Buch also bis 1867 ungenutzt. Was folgt, sind die in jenem Jahre einsetzenden Eintragungen des Fuhrhalters Demmer aus Schönstein. Wird es auch wohl immer ein Geheimnis bleiben, wie das Buch der Siegerin in seinen Besitz kam, so gebührt ihm doch die Ehre, es erhalten zu haben und so der Nachwelt eine kleine Spur hinterlassen zu haben, aus der sie das Wissen um die Vergangenheit unserer Heimat schöpft.

Christian Ebach

Preußische Zollbeamte in Altenkirchener Kirchenbüchern

Von Erwin Katzwinkel

Im Jahre 1792 stellte das Haus Sayn-Wittgenstein die Grafschaft Sayn unter preußische Verwaltung, ohne damit eine staatliche Eingliederung zu verbinden. Wenige Jahre später, als Napoleon den Rheinbund als Satellitenverband errichtete, dankte er den ihm ergebenen Fürsten mit Ländererweiterungen aus Ländern, die ihm nicht gehörten. So kam Sayn zum Fürstentum Nassau. Nach den Freiheitskriegen gab es dann eine völlige Neuordnung auf der politischen Landkarte, und die saynischen Lande kamen teils zu Preußen und teils zu Nassau. Dadurch entstand zwischen den beiden saynischen Residenzstädten Altenkirchen und Hachenburg eine neue Landesgrenze.

Eine Grenze bringt es mit sich, daß neben der politischen Bedeutung auch wirtschaftliche Interessen zu wahren sind, das heißt, daß hier Beamte eingesetzt werden müssen, welche die Interessen des Staates zu vertreten haben. Diese Zoll- oder Grenzbeamten sind uns von jeder Grenze her bekannt. Hier an der neuen preußisch-nassauischen Grenze nun mußte dieser Beamtenapparat ganz neu eingerichtet werden. Dies bedingte, daß man neben einheimischen, die man dazu heranzog, einen großen Teil in anderen Landesgebieten Preußens bereits bewährter Beamte hierher versetzte.

Es war in früheren Zeiten noch schwerer als heute, wenn man als Landfremder heimisch werden wollte. So kam es, daß diese

hierher versetzten Grenzbeamten mit ihren Familien wenig Anschluß fanden und ihren geselligen Verkehr meist nur untereinander hielten. So wurden bei Kindtaufen meist die Grenzbeamten der benachbarten Zollstationen - oder ihre Familienangehörigen - als Paten gebeten. Darüber geben die Kirchenbücher des Kirchspiels Altenkirchen und das noch vorhandene Kirchenbuch von Marienthal (katholisches Pfarramt Altenkirchen) Auskunft. Sie sagen uns aber auch, durch die genannten Paten, wo sich damals überall Grenzstationen - auch außerhalb des Kirchspiels Altenkirchen - befunden haben.

So können wir feststellen, daß nach 1816 Zollämter in Altenkirchen - seit 1827 Nebenzollamt - und in Dierdorf eingerichtet waren. Zollstationen waren in Wissen, Hamm, Gebhardshain, Selbach, Helmeroth, Eichelhardt, Gieleroth, Oberwambach, Rothenbach (Rodenbach), Woldert und Heimbach bei Neuwied. (Diese Reihe ist nicht vollständig, besonders nicht, soweit sie das ehemals wiedische Gebiet betrifft, sondern enthält nur die Namen, die aus den Altenkirchener Kirchenbüchern ersichtlich sind.)

Über die Herkunft der Zollbeamten, ihre Frauen und ihre Dienstbezeichnungen finden wir folgendes verzeichnet: Bendler, Johann Friedrich, Grenzaufseher, aus Berndorf bei Magdeburg; Ehefrau Henriette Wilhelmine Charlotte Eisen aus Königsberg / Neumark. Brauer, Johannes Franz, Grenzaufseher; Ehe-

frau Johanna Maria Sabine Hörnitz aus Kirchheim, Herzogtum Sachsen, Eisen, Johann Georg Franz, Grenzaufseher, aus Königsberg. Frige, Albert, Zoll-Assistent, aus Magdeburg. Hackenbruch, Johann Baptist Philipp, 1823 Zoll-Amtsdiener, 1828 Zollamts-Bedienter; Ehefrau Anna Maria Nickenich aus Boppard (Rhein). Hähling, Johann Josef, Zoll-Kontrollleur; Ehefrau Theres Drimborn aus Düsseldorf. Heer, Johann Gerhard, Grenzaufseher von Wissen; Ehefrau Maria Cäcilia Müller. Imhäuser, H., Zollerheber zu Eichelhardt. Isser, Anton, Grenzzoll-Kontrollleur, von Rhens; Ehefrau Margarethe Jakobs aus Coblenz. Knopf (auch Knopp genannt), Martin, 1821 Zollkontrollleur, 1823 Steuer- und Grenzaufseher, aus Nehlenz (Hinterpommern, Reg.-Bez. Cöslin); Ehefrau Auguste Christiane Hochseiler aus Stettin. Lohner, Wilhelm, 1821 Grenzaufseher, 1823 kgl. Grenz-Zoll-Aufseher, aus Krufft bei Andernach. Wird im Oktober 1823 nach Heimbach bei Neuwied versetzt; Ehefrau Maria Margarethe Hebohr aus Basenheim. Maruschke, Johann Josef, Grenzaufseher, aus Hennersdorf bei Ohlau in Schlesien; Ehefrau Anna Sophia Valkenhagen aus Radenof (Rathenow) in der Mark Brandenburg. Pergolie, Johann Heinrich, 1819 Con-

trollleur, 1820 Zoll-Kontrollleur, aus Dillenburg im Nassauischen; Ehefrau Wilhelmine Troß aus Braunfels. Reppschläger, Christian Friedrich, kgl. preuß. Zoll-Controlleur, aus Kutsdorf bei Küstrin; Ehefrau Maria Elisabeth Becker aus Preußisch-Holland bei Elbing/Ostpreußen. Robbers, Friedrich, Ober-Controlleur, aus Donsbrüggen. Starb Altenkirchen 17. III. 1819. Hinterließ Witwe und eine Tochter. Ein Sohn wurde ihm noch am 8. V. 1819 geboren; Ehefrau Anna Katharina Holmann aus Vynen. Voß, Karl Friedrich, Rendant am Grenzzollamt Altenkirchen; Ehefrau Anna Catharina Noll. Willmann, Carl Friedrich Ludwig, Ober-Controlleur am Nebenzollamt Altenkirchen, aus Berlin; Ehefrau Carlotte Henriette Faßholz aus Colberg. Schäfer, Johann Heinrich; Ehefrau Elisabeth Catharina Idelberger. Beide Namen deuten darauf hin, daß sie aus dem Westerwald stammen.

Diese Liste ist wohl kaum ein vollständiges Verzeichnis der nach 1816 hier tätigen Zollbeamten, sondern verzeichnet nur die in den Kirchenbüchern zu Altenkirchen genannten Beamten. Aber wir können schon aus der kurzen Reihe ersehen, daß die preußische Regierung damals aus dem ganzen Staatsgebiet Menschen in den Westerwald schickte.

Die Zeit der schweren Not

Der Wind piff halb von Nord, halb von Ost. Allem, was am Berge lebte, mißfiel er. Alle, Maus und Eichhorn, Has und Reh, Fuchs und Dachs, blies er in ihre Verstecke, und Bussard und Krähe, Meise und Häher pustete er über den Kamm des Berges an den Westhang, wo es nicht so kalt war. Es fror, daß es knackte. Die Weizensaat unter dem Walde verdarb, die Rinde der Eiche sprang, still stand der Graben, und der Bach verschwand.

Sieben Tage schob der bitterböse Wind im Lande umher. Dann stieg über den Berg eine Wolkenwand, schwarzblau und schwer, schob sich über hellen, hohen Himmel und legte sich schließlich tief über das Land. Endlich quoll es heraus, weiß und weich, einen Tag und eine Nacht, und noch einen Tag und noch eine Nacht, und so noch einmal, bis alles zugedeckt war im Lande und auf dem Berge und so sauber aussah und so reinlich, daß die Sonne vor Freude lachte. Ihr Lachen brachte Leben an den Osthang des Berges. Mit einem Male waren die Rehe wieder da, und Hasen, Fuchs und Dachs fuhren aus ihren Gebäuden; das Eichhorn verließ den Kobel und die Maus das Loch, Bussard, Krähe und Häher tauchten

auf, und überall wimmelte es von buntem, lustigem Kleinvogelvolke.

Das Lachen der Sonne aber war falscher Art, es kündete Blut und Tod. Der tauende Schnee ballte sich und brach Äste und Bäume, er knickte die Fichten und krümmte die Jungbuchen, und den Boden überzog er mit einer Kruste, hart wie Eis und scharf wie Glas. Der Ostwind hatte ausgeschlafen und blies aufs neue gegen den Berg. Da kam die Zeit der schweren Not, der Hunger ging durch den Wald. Wo seine Augen ein Reh traf, da fiel es ab. Der Hals wurde lang, rau die Decke, und immer größer wurden die Lichter.

Langsam und vorsichtig zogen die Rehe am Hange entlang, aber alle Behutsamkeit half ihnen nichts; eins nach dem anderen trat durch die Eiskruste und zerschabte sich die Läufe. Auf den Pfaden zeichneten sich blaßrote Flecke ab.

Und wieder baute sich eine schwarzblaue Wand hinter dem Berge auf, schob sich über den hellen Himmel, legte sich über das Land und schüttete wieder Schnee auf das Gefilde, einen ganzen Tag und eine volle Nacht.

Und wieder lächelte die Sonne ihr hinter-

listiges Lächeln und machte Eis aus dem Schnee. Noch langsamer, noch vorsichtiger zogen die Rehe dahin. Aber wo sie zogen, da wurde der Schnee rot.

Der Tod ging durch den Wald. Da war kein Reh am ganzen Berge, das nicht an den Läufen klagte. Das eine blieb stehen, wo es stand, und zitterte, bis es fiel. Ein anderes tat sich nieder und stand nicht wieder auf. Ein drittes stürzte halb verdurstet in die Quellschlucht und erstarrte im eisigen Wasser.

Noch niemals ging es dem Fuchs so gut wie jetzt. Sein Tisch war gedeckt, war reicher beschickt als zur Maienzeit, wenn jede Hecke von Mäusen und das Feld von Junghasen wimmelt. Auch der Marder konnte zufrieden sein und Bussard und Krähe nicht minder. Sogar für die bunten Meisen blieb noch Fraß genug übrig, und die Waldmäuse nagten die letzten Sehnen von den Knochen.

Kein Ende der Not kam; jeden Tag ging der Tod seine Strecke am Berge ab. Selbst die Hasen schonte er nicht; mancher von ihnen, der sich am gefrorenen Kohl verdarb, füllte den Pansen des Fuchses, der von Tag zu Tag mehr in die Breite ging.

Eines Morgens aber fuhr er mit ledigem Leibe zu Baue. Vor der Dichtung lag ein gefallenes Reh, an dem er sich schon eine Nacht gülich getan hatte. Doch als er die zweite Nacht heranschnürte, da schlug ihm eine seltsame Witterung entgegen, ein Geruch, den er nur einmal gewittert hatte. Eine geschlagene Stunde dauerte es, ehe er sich ein Herz faßte und heranschlich. Und da stand er und äugte lange Zeit, und schließlich schnürte er mit hängender Lunte und angelegten Gehören mißmutig ab, denn sein Reh war fort, war bis auf die Schalen und einige Hautfetzen verschwunden, und weiter war nichts da als die seltsame, niederträchtige Witterung.

Aber der Tod ging noch immer durch den Wald und schlug Stück um Stück mit harter Hand. Der Fuchs verlor den Mut nicht. Behende trabte er von Wechsel zu Wechsel, bis er einen fand, in dem ein wundes Reh gegangen war. Dieser Fährte ging er nach. So ganz leicht war es nicht, sie zu halten. Es schneite und schneite, und der Wind piß böse; er schob den Schnee vor sich her, verdeckte auf weite Strecken die Fährte und verwischte sie endlich ganz. Das ganze Holz suchte der Fuchs ab, fand aber kein Reh. Er suchte alle Dickungen ab; sie waren leer. Er schlich durch den jungen Wald; auch dort war kein Leben. Er trabte den Bach entlang; es war dort unten so wie oben.

Da schnürte er zu Felde, um am Strohschober auf Mäuse zu passen. Als er dort angelangt war, vergaß er alle Mäuse, denn

er fand auf einmal die kranke Fährte wieder. Eilig, aber behutsam nahm er sie wieder auf und hielt sie bis zum Rande des Feldes, wo das Altholz des Fichtenwaldes begann. Immer schneller wurde der Fuchs, denn immer wärmer wurde die Fährte, und schon war er in den Fichten, da fuhr er wie besessen wieder heraus und stob in das Feld zurück. Denn in den Fichten war es nicht geheuer. Es hatte im Holz gebrochen, so laut und so grob, als wenn ein Mensch da gegangen wäre, und es hatte dort geschnauft und geschnarcht, wie kein Tier des Waldes zu schnaufen und zu schnarchen vermag.

In guter Sicherheit stand der Fuchs im Schatten der krausen Feldeiche und überlegte. Dann schlich er noch einmal vorsichtig näher. Gerade, als der Mond die Wolken fortschob, stand er wieder an den Fichten. Jetzt war es still und einsam dort. Gute Rehwitterung kam ihm entgegen. Plötzlich aber fuhr er zurück. Denn da war eine zweite Witterung, die

Das Schulfröbstöck

Der Lehrer Kunz hät sich verschlofen,
jefröbstöckt härr-er nit e Kejt¹.

Hä mooß öm Rasch² noh Schul enz³ lofen.
Er koom zereecht, 't wor hüchsde Zejt.

Möt lirrjem Buchch⁴ öß schwer ze pejfen -
najo, zwo Stonnen gingen öm.
Enz woll hä sich sing Stögger⁵ grejfen.
Die schmaggen⁶ - zweimol rondneröm!

„Hinaus zur Pause! Laßt's euch schmecken!“
reef Kunz un sökt⁷ sing Töschchen dorch:
„Mein Brot vergessen! Ach du Schrecken!
Nun brat mir einer einen Storch!

Ach, Karlchen, komm mal her, mein Lieber!
Hier hast du einen Groschen, Kind.
Hol doch vom Bäcker mal herüber
zwei Weck für dich und mich geschwind!“

Et Kaalchen scheeßde⁸ öm de Eggen,
Der Lehrer stonn am Gaardenzong
un doot sich alt⁹ de Libben leggen
un sooch entgäänst¹⁰ dem leewe Jöng.

der koom - gett¹¹ langsam doot imm
mehnen¹² -,
hä kout un schlöngt un sööt voll Glöck:
„Der Bagger hadde nur noch eenen,
fönf Penning hee¹³ an üch zeröck.“

F. H. Strippel

1) Korn, 2) er muß in der Eile, 3) jetzt, 4) leerem Bauch, 5) Brotstücke, 6) schmecken, 7) sucht, 8) fuhr, schoß, 9) schon, 10) entgegen, 11) etwas, 12) tat er meinen, 13) hier,

fremde Witterung von vorhin, eine unbekannte, verdächtige, absonderliche, geheimnisvolle, niederträchtige Witterung, zwar keine von Mensch oder Hund, aber immerhin nicht ungefährlich und auf keinen Fall vertrauenswert. Und jetzt der Ton! Ein Blasen, Schnaufen, Schnarchen, wie es nachts oft aus den Ställen bei den Gehöften kommt. Der Fuchs drehte um und stahl sich davon. Er traute dem Frieden nicht.

Eine gelbumsäumte Sonne brachte den Mond wieder zu Bett. Das Schneetreiben setzte abermals ein. Da blies es noch lauter in den Fichten, da krachte es im Schnee, und schwarz und grob schob es sich aus der Dichtung nah an das gefallene Reh, prüfte noch einmal den Wind und nahm dann den Fraß an.

Der Waldkauz, der allabendlich an dem Tannenwald entlangstrich, um eine Maus zu schlagen oder einen Vogel aus dem Verstecke zu klatschen, rüttelte einen Augenblick neugierig über der kleinen Lichtung, von der ein lautes, gieriges Schmatzen und Schlabbern erscholl, untermischt mit dem Knirschen der Schneekruste und dem Krachen von Knochen. Dann strich die Eule ab; wo es so laut war, gab es für sie nichts zu fangen.

Als der Fuchs am Spätnachmittage des anderen Tages den Rand des Fichtenwaldes absuchte, fand er dort, wo das Reh gelegen hatte, nur noch die Schalen, einige zertrüm-

merzte Knochen und etliche Fetzen der Decke in dem zerwühlten, niedergetretenen, besudelten Schnee. Alles andere hatte das von weit her zugewechselte Wildschwein verschlungen.

Der Tod ging noch immer durch den Wald, aber dem Fuchs bescherte er nichts. Ja, Stück, das Hunger und Hartschnee umwarfen, verschwand im Maul der Sau, so daß auch Reineke empfand, daß sie gekommen, die Zeit der schweren Not.
Hermann Löns.

De Hierden

Vür hunnert Johr - oos Aabapp här-oos dat verzallt¹ -
hatt' manch Jemeen² en Söihiert ajestallt³.
Su eener wor der Piddersch Pidder och jewest,
hä⁴ doot sei Amt un Flicht op 't allerbest.

Hä oos dofür rejöm⁵ un krig fönf harde Daler un schleef öm Ooles⁶ bej dem ale Mahler.
Su harr-er⁷ wirrermol seng Söidier usjedoon⁸ un sooß vergnögt dertösch⁹ do öm Hohn¹⁰.

Do gählings¹¹ hof der Hond, der Wassa¹², senge Kopp
un knorrede: „Wer kümmt do de Weg erop?¹³
Der ös nit künnig¹⁴ ön der Söihut¹⁵, gif paß¹⁶
op Fergel, Muggen¹⁷, Bärch¹⁸ un looß mich loß!“

„Ei, Wassa“, soot oos Pidder, „Wassa, böss de still!
Der sejht nit us, wie wenn der stelle wöll“.
(Ich well 't verroren üch un puschbern¹⁹ ön et Uhr:
Et wor van Böielsbich der nöi Pasdur.)

„Grüß Gott!“ su sprooch der Mann den Pidder fröndlich an,

„ne schöne Herde habt Ihr, lieber Mann“.
„Jo,“ soot oos Pidder, „jo“, un hät sich fruh belaaht,
„die Pungen²⁰ do, die han sich goot jemaacht.“

„Ei, ja, Ihr seid ein guter Hirte, lieber Sohn, und was bekommt Ihr für den Dienst als Lohn?
Fünf Taler nur? Mein Hirtenamt bringt höhern Wert.“

„Ihr hat jewöß mieh²¹ Söi ön Öirer Herd.“
F. H. Strippel

Heimatkalender

Beiträge für den Heimatkalender 1962 werden erbeten bis 31. Mai ds. Jrs. an Rektor Paul Hild, Altenkirchen/Westerwald, Ziegelweg 4.

Alle Heimatfreunde, die etwas aus Geschichte, Volkskunde, Wirtschaft, von der Landwirtschaft oder der Natur unserer Heimat zu berichten haben, werden um freundliche Mitarbeit gebeten. Vieles aus der Vergangenheit und Gegenwart unserer Heimat kann ausgeschöpft und ausgewertet werden, damit es nicht der Vergessenheit anheimfällt. Die Erhaltung und Aufzeichnung alten Brauchtums, Volksglaubens, geschichtlicher Begebenheiten und der Vorgänge unseres gegenwärtigen Lebens ist ein wichtiger Dienst für unsere Jugend und Nachwelt. Durch Kenntnis der Heimat und Pflege des Heimatgefühls sollen Kräfte für die eigene Lebensführung und die Mitgestaltung der heimatischen Wirklichkeit erwachsen.

Deshalb sei noch einmal um vielseitige, rührige Mitarbeit gebeten. Die Schriftleitung

1) unser Großvater hat uns das erzählt, 2) Gemeinde, 3) einen Sauhirt angestellt, 4) er, 5) reihum, 6) tiefer als die Tenne liegender Nebenraum der Scheune, 7) hatte er, 8) ausgetrieben, 9) dazwischen, 10) im Hahn (häufiger Flurname), 11) plötzlich, 12) alter Hundename, 13) herauf, 14) kundig, 15) Flur, wo die Schweine gehütet werden, 16) gib acht, paß auf, 17) weibliche Schweine, 18) verschnittene männliche Schweine, 19) flüstern, 20) Mastschweine, 21) - ehr.



Deine HEIMAT



Nummer 2

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

1961

JOSEF HOFFMANN zum 65. Geburtstag

Der Schriftsteller Josef Hoffmann, wohnhaft in Herdorf, Kreis Altenkirchen, vollendete am 9. März seinen 65. Geburtstag. Als Sänger der Naturverbundenheit und Freund echten Menschentums ist Josef Hoffmann mit zahlreichen Büchern, Aufsätzen und Abhandlungen über das Heimatschrifttum hinaus in der gesamtdeutschen Literatur bekannt geworden. Unter dem Pseudonym „Der Haubergwanderer“ veröffentlichte er einzigartige Naturstudien, die von allen Heimatfreunden mit inniger Freude und warmem Dank aufgenommen wurden.

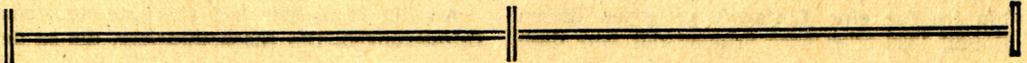
Am 9. März 1896 in Heinzenbach, Kreis Simmern im Hunsrück, geboren, nahm Josef Hoffmann nach Ablegung des Abiturs am 1. Weltkrieg teil. Wegen einer erlittenen Kriegsbeschädigung mußte er die pharmazeutische Laufbahn abbrechen: er entschied sich für das Volksschullehrer-Studium. 1944 mußte er seinen Beruf aufgeben wegen Krankheit und ist seitdem als freier Schriftsteller tätig.

Von seinen Veröffentlichungen seien hier erwähnt: 1. Land an der Sieg - Geschichte. Sagenwelt und Landschaft des Wiedgebietes, Neuwied 1950 (1930); 2. Wiedführer (Bonn 1934); 3. Der Haubergwanderer - 25 Erzählungen aus einer deutschen Landschaft, Siegen 1938; 4. Herdorfer Heimatbuch, Betzdorf 1950; 5. Hohenseelbach, Wahrzeichen der Heimat in 2500jähriger Vergangenheit, Herdorf



1954; 6. Der Ewige Bergmann - 4 Bücher vom bergmännischen Menschen, Rheinhausen 1958; 7. Wildrosen im Hauberg, Naturerzählungen aus dem Niederwald, Rheinhausen 1959.

Der Heimatverein des Kreises Altenkirchen wünscht Herrn Josef Hoffmann noch viele Jahre frohen und fruchtbaren Schaffens in Gesundheit!



Aus dem Buch „Wildrosen im Hauberg“, erschienen 1959 im Deutschen Wald-Verlag, Rheinhausen/Niederrhein.

*

Im Vorwort dieses Buches schreibt Ferd. Oppenberg, der Leiter des Arbeitskreises „Wald in Kunst und Dichtung“ u. a.: „Nur einem universalen Denken und einer grenzenlosen Ehrfurcht vor dem Leben konnte dieses Werk als Bild einer Landschaft erwachsen. Es ist Dichtung und Dokument zugleich. Möge es Ehrfurcht vor der Schöpfung

erwecken und so dem Leben dienen. - So wie Hermann Löns das Wesen der Heide- und Moorlandschaft dichterisch erschloß, so wird der Name Josef Hoffmann durch das Werk ‚Wildrosen im Hauberg‘ für immer mit der Geschichte des Haubergs verbunden sein, und in ferner Zukunft werden unsere Enkel einst in diesem Buch blättern und lesen, um zu erleben, wie das Haubergsvolk, kernig und karg, mit seinem Wald wirtschaftlich und seelisch innig verbunden im und mit dem Hauberg lebte und glücklich war.“

Die GRENZEICHE

Im Hauberg steht eine uralte Eiche.

Die meisten gehen an ihr vorbei, ohne sie zu beachten. Die alten Haubergsleute aber sehen jedesmal nach ihr hin. Die alten Haubergsleute sind in ihrem Herzen anders als ihre jungen Nachfahren; sie haben einen Blick für die alte Eiche.

Sehr steil ist der Hauberg, wo der Baum steht. Der Boden ist dort nicht vom besten. Trotzdem ist die Eiche ein gewaltiger Baum geworden. Mächtig steht sie mitten in dem Gelichter des übrigen Haubergsgesträuchs, das sie überragt wie ein Dom die Häuser einer Stadt.

Ich habe mir Gedanken darüber gemacht, wie alt die Eiche sei, und ich riet auf 500 Jahre. Aber einer, der es wissen muß, weil er bei gefälltten alten Bäumen die Jahresringe zählte, sagte mir: eher 700 als 600 Jahre ist sie alt!

Daraufhin saß ich eine Stunde und länger unter dem Baum, wie ich es so oft getan, und horchte noch versunkener und ehrfürchtiger als sonst auf das Gerausche ihrer Krone.

Es ist gut, mitzeiten unter alten Bäumen zu sitzen. Sie waren von jeher Kunderinnen von Geheimnissen.

Als ich lange bei der Eiche gesessen und meine Seele eingetaucht hatte in die Welt dieses Baumes, gegen die die Alltagswelt der Menschen ein Nichts ist, weil sie oberflächlich ist und friedlos und nur kurz befristet, da fiel es mir schwer, wieder in die Welt der Menschen zurückzukehren.

Soeben noch zeitlos versunken, wurde ich nun wieder zeitbewußt. Ich rechnete zurück um 600 oder 700 Jahre. Das war die Zeit um 1300. Wenn ein Mensch so lange leben könnte! Kaum daß der Mensch diese Zeitstrecke sich auch nur geschichtlich vorstellen kann! Was bin ich für eine Eintagsfliege gegen diesen Baum! 1300 oder noch früher: das war doch

um die Zeit Rudolfs von Habsburg, der Femegerichte, der Kreuzzüge? Der Kompaß wurde damals entdeckt, aber noch lange nicht Amerika! Als auf Hohenseelbach, anno 1350, die Ritterburg ragend über dem massigen Basaltkopf erstand und als dann die Flamme der Vernichtung wie eine Riesenfackel dort leuchtete, da war dieser Baum schon 50 oder 100 Jahre alt oder älter. Und er hat dies mitangesehen; denn man sieht von hier aus hinauf auf die verwüstete Kuppe. Als Martin Luther auftrat, war der Baum, unter dem ich sitze, schon ein alter Recke; und als man sich 100 Jahre später 30 Jahre lang in wenig christlicher Intoleranz um der verschiedenen Bekenntnisse willen tausendfach gegenseitig erschlagen, geschunden, gehenkt und gemordet hatte, war der Baum 300 Jahre alt oder älter.

Die Jahrhunderte schritten weiter; die Eiche aber stand, wo sie stand und wo sie jetzt steht. Die ausgestorbenen Gehöfte und Dörfer wurden neu besiedelt, und die Pest wütete seltener drunten im Tal. Uralt war der Baum, als Friedrich der Große auf Sanssouci die Flöte blies. Napoleons Glorie und Untergang, die 48er Revolution, die Reichsgründung und die Reichsvernichtung erlebte und überlebte er wie einen Tag. Alles versank, aber die Eiche stand. Sie stand und steht heute wie früher.

Und niemand rührte sie an. Rings um sie herum fiel der Hauberg alle 20 Jahre. Kinder spielten unter ihr, die später als Greise unter ihr rasteten, wenn sie mit schwacher Kraft rings um die Eiche den Haubergsroggen schneiden halfen. Aus deren Kinder wurden Greise, und aus Urenkeln wurden Greise, und als sie alle längst Erde geworden, stand die Eiche stark und gesund immer noch im Hauberg.

An die Menschen hat sie gute und böse Erinnerungen. Die Eisenschmelzer, die in der

steinwurfnahmen Senke vor 600 Jahren hier hüteten, verschonten sie, und die Köhler brannten sie nicht zu Kohle. Anno 1597 war sie schon eine der vielen hundert oder tausend „Mal-Eichen“, die Scheid-Eichen und Grenz-Eichen, die auch nur zu beschädigen mit der Todesstrafe bedroht wurde, allüberall im Haubergsland: „ . . . Würde aber jemand's auß frevel oder mutwillen mahleichen abhaven/vnd beschaedigen/mit denen sol nach des heiligen Römischen Reichs Halsgerichtsordnung ohnnachlässig verfahren werden!“ So las ich es noch gestern, im alten Buch drohend feierlich niedergelegt. „Geschehen zu Dillenburg 8. Martii 1597.“

Häufig kamen - es ist Jahrhunderte her - heimlich Liebespaare zu ihr. Am Fuße dieser Eiche, wo der Rasen wie Seide ist und wo man auf den fast mannsdicken Wurzeln wie auf Bänken ruhen kann, fanden sie sich zusammen. Sie sind lange gestorben, wie ihre Kinder starben und ihre Kindeskinde und ihre Urenkel. Und wenn heute zweie kommen und an ihrem Fuße sitzen, dann raunt es wohl in ihrem knorrigem Geäst: So alt wie das Leben ist die Liebe!

Aber seitdem dort unten auf der Straße die Motoren schnurren, kommen kaum noch Menschen oder gar Liebespärchen hierher zur alten Eiche; die Pärchen treffen sich nicht mehr unter Bäumen, weder unter alten Eichen noch „under der linden an der Heide“, sondern im Café oder im Kino. Auch in der Liebe ist der Mensch, wie die Eiche ihn kennenlernte, ein anderer geworden.

Das Leid aber des Menschen ist das gleiche geblieben. Da kam zuweilen ein Mensch in dunkler Nacht durch den Berg gestolpert und tastete sich zwischen dem dünnen Gehölz des Haubergs bis zum Stamm der Riesin heran. Schwer atmend blieb er stehen, stemmte wie haltsuchend die Hand gegen den Baumleib und blickte gegen den wolkenüberschwemmten Mond. Dann begann er, sich am Stamm der Eiche in die Höhe zu schaffen: eine Vertiefung im Baum, ein hervorstehender Wulst, ein Aststumpf und schließlich der unterste Riesenast gaben dem Mann Halt und Stütze, der in umflorter Mondnacht der Eiche seinen unheimlichen Besuch machte. Was will der Mann um diese Zeit hier oben? Einen Strick fingerte er zitterig aus der Tasche, knotete ihn sorgsam an einem Ast und schürzte dann mit unsicheren Händen die Schlinge. Eine Eule schwebte lautlos um den Baum und hastete erschreckt davon. Der Mann ist fertig; aber er tut nicht, was er tun will. Deutlich tauchen im knappen Licht des hervortretenden Mondes schwarzgiebelige Häuser aus dem Duster des Tales. Die Gichtflamme eines Hochofens lodert kurz auf. Der

Mann steht, dem Rücken am lebendigen Holz, mit hängenden Armen, als warte er auf ein Ereignis, das - von einer helfenden Gottheit wie ein Wunder gesandt - diesen Kelch an ihm vorübergehen lasse. Als nach einer Stunde der Kauz seine Höhle aufsuchen will, erschreckt ihn etwas, was da aus der Krone baumelt; und mit schrillum „Kommit! Kommit!“ jagt der Kauz hinab ins Dorf, wo ein altes Weib die Schreie hört und sie in ihrem Sinne deutet, nachdem man die Leiche nach Tagen gefunden.

So alt wie das Leben ist das Leid. In 600 oder 700 Jahren hat sich an ihm nichts geändert. In 600 oder 700 Jahren hat so mancher aus dem Tal an einer der alten Eichen gebaumelt, obwohl es genügend andere Bäume gab für diesen Zweck. War es die ewigkeitsnahe Erhabenheit dieser zeitlosen Riesen, die die Selbstmörder anzog?

Gerne hatte die Eiche stets mit den Tieren zu tun, und die Tiere mit ihr. Fünf Meter über dem Erdboden hatte vor einem Vierteljahrtausend oder länger der Blitz einen Ast zerschmettert. Ein Jahrhundert dauerte es, ehe der Ast verfault war bis in den Stamm hinein, und der Specht zimmerte an dieser Stelle in den Baum eine Höhle und zog seine Kinder darin groß. Ein Marder vertrieb den Vogel, zog ein und vermehrte sich. Die Höhlung war groß genug. Hunderte von Mardern erblickten in ihr das Licht der Welt, das durch den faustdicken Eingang fiel. Dann entdeckte der Jäger das Nest und fing Alte und Junge. Ein Specht reinigte und erweiterte die Höhle gründlich. Aber ehe er damit fertig war, kam ein Bienenschwarm wie eine kleine Wolke, umsauste, umbrauste und umtoste den Baum und den Eingang, und der Specht floh. Im Riesenbaum häuften sich Honig und Wachs.

Und wieder - als das Bienenvolk starb, weil die Königin verlorenging - räumte der Specht auf, nistete und brütete und wich vor dem Uhu. Der Einflug war im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr durch Fäulnis erweitert worden, und dem Uhu gefiel es in dem lebendigen Haus. Der Uhu war so groß, daß seine ausgebreiteten Flügel fast so weit klafferten, wie ein Mensch mit ausgebreiteten Armen reicht.

Dutzende von Uhus haben hier genistet. Der letzte Uhu wurde hier abgeschossen, der weit und breit im Haubergsland lebte: als er im Vollmondlicht heimkehrte, fiel der Schrottschuß und der schwere Vogelleib fiel wie ein Stein zur Erde. Irgendwo im Tal steht er ausgestopft und verstaubt.

Damals, als der letzte Uhu starb, begann die Zeit, wo alles fallen mußte, was groß, ein-

sam und erhaben war. Es war die Zeit, wo die letzten Kolkkraben im Haubergsland fielen, wo der letzte Auerhahn dieses Gebietes stolz nach Hause getragen wurde; dort oben war es, wo dieser Berghang mit der Riesin in 530 m Höhe endet.

Auch der ganze Hauberg, zweieinhalbtausend Jahre alt, mußte unabwendbarer Notwendigkeit weichen; denn seine Zeit war abgelaufen, so wie den Mooren und Heiden der Kampf angesagt werden mußte. Stück für Stück fielen selbst alte Maleichen, manche noch kerngesund und auf Jahrhunderte noch lebensfähig. Wo sie standen, konnten Fichten wachsen, und sie wuchsen dort.

Aber dem Wanderer, der eine Alteiche fallen sah, kam es vor, als breche man einen Dom ab und baue an seine Stelle ein Kaufhaus. Und die diese Dome abbrechen oder die es zu tun befahlen, faßte dafür kein rächender Arm, mochten auch die rechten Haubergsleute heftig gestikulieren und protestieren. Die Zeit der Haubergsleute war vorbei, und die Zeit der Krämer hatte begonnen. Mancher aber, hoch oder niedrig, widersetzte sich und forderte, keine Axt solle die heiligen Bäume berühren. Und da und dort saßen Haubergsleute im Rat der Gemeinden, und sie beschlossen, das Gesetz vom Jahre 1597 zu erneuern: alle Maleichen des Bezirks sollten unantastbar bleiben! Leider stand nicht als Strafe dahinter die Strenge von „des heiligen römischen Reichs Hals- und Gerichtsordnung“, wonach es um Kopf und Kragen ging, wenn einer eine Maleiche vernichtete oder auch nur beschädigte.

Aber diese Riesin blieb erhalten bis auf diesen Tag. Sie war immer die Freundin der Menschen, die einsam sind: die Hirten kamen früher mit ihren Herden und ihrem Herdenläut und rasteten in ihrem Schatten, nachdem die Tiere, 300 Kühe und zwei Stiere, die Eicheln aufgelesen, die im Herbst hier mit vielen Zentnern lagen. Die Jäger kamen zu ihr, bauten eine Reiserhütte als Deckung und schossen den Bock, dessen Wechsel vorbeiführte, schossen auch Tauben, die in der Krone der Eiche gerne Ausschau hielten, oder auch den Habicht, der der Tauben wegen sich hier einschwang, um zu lauern. Feldhühner badeten hier im trockenen Mulm. Der Fasangoekel lockte auf dem Seidenrasen. Der Haselhahn trieb sich hier umher mit seiner Liebsten, und der Birkhahn kollerte in der Nähe Eichhorn und Eichelhäher, Dachs und Iltis fanden sich gerne hier ein, wie die hinterlassene Losung auswies. Im Gezweig hielten die Hirschkäfer Hochzeit. Hier war immer noch eine Art Treffpunkt für alles Lebende der Wildnis, hier unter der mächtigen

Krone auf seidigem Rasen, wo für alle irgend etwas zu finden war, was sie benötigten. Für die Menschen war es das Erlebnis des Domhaften, der Atem der Ewigkeit, das beseligende Glück der Einsamkeit, der Trost der Besinnlichkeit, Empfindungen, von denen wir nicht wissen, ob nicht auch das Tier sie in sich trägt, wenn schon nicht mancher Mensch. Mancher Wanderer aber, der weit von ihr entfernt über die Berge schritt, denen die Riesin mit ihresgleichen erst die rechte Note gab wie ein Kirchturm dem Dörfchen, kam herüber, herunter oder herauf zu ihr und saß andächtig, wie man in Domen zu sitzen pflegt, wenn es in ihnen geheimnisvoll raunt, während nahe vorbei das sogenannte Leben strömt.

Eines Tages aber ballten sich im Westen dunkle Gewitterwolken, so dunkel und so drohend wie selten in Jahrhunderten. Still und staunend über das gewaltige Spiel des bereits dumpf murrenden Himmelsgewölbes, stand der Wanderer am hohen Fenster seines Hauses, das aus dem wilden Hauberg heraus Dach und First in die grüne Waldlandschaft erhob. Er beobachtete das langsame Heraufsteigen der vulkanartig aufquellenden Wolkenmassen, die, bald finster wie die Nacht drohend, bald schwefelgelb sich verfärbend, höher und höher über den Horizont stiegen und schließlich die ganze Landschaft in düstere Schatten tauchten. Ein heißer Wind, trocken wie der Atem der Wüste, hüstelte und huschelte im Hauberg, raschelte in den Wuschelköpfen der hastig bewegten Birken, wühlte drüben im rotbraunen Schmielengras des Berghangs und wirbelte in pötzlich aufheulenden Windhosen Laub und Gehölz mit samt einem ängstlich schreienden Jungvogel in die Luft. Starr und wie unberührt ragte die Riesin drüben im Hang, während das Kleinvolk des Haubergsgehölzes sich duckte. Einzelne Blitze zuckten fern.

Ergriffen stand der Mensch und sah diese grüne Welt im Aufruhr, die er so oft in ihrem Frieden in seine Seele aufgenommen. Die schlängelnden, fernen Blitze wurden länger und giftiger und rückten näher. Der Donner wurde stärker, dröhnender, schärfer, knatternder, peitschender. Nun zuckte das Feuer des Himmels Schuß auf Schuß, der Donner knallte Schlag auf Schlag. Die Haubergshänge waren überringt von feurigen Schlangen. Zwischen Himmel und Erde war ein unaufhörlicher Feueraustausch, und das berstende Knattern wuchs zum betäubenden Orkan. Mitten darin stand die Riesin, klar im Himmelsfeuer aufleuchtend, nur sekundenweise ins Düstere zurücksinkend. Nun aber - einen Atemzug lang setzten die Blitze aus - schoß

ein Feuerbach vom Himmel herab wie glühendes, flüssiges Erz, das der alte Donar aus der Höhe in die Tiefe schüttete. Und dieser Feuerbach stürzte, einen leichten Bogen schlagend, auf die Grenzeiche nieder. Kein Laut war dabei zu hören. Aber dann barst die Erde, so schien es, und es barst die Krone der Grenzeiche in Stücke; mannsdicke Teile von ihr flogen umher; der grüne Wipfel flog in Fetzen auseinander.

Dann erschien die Welt fast still. Hie und da zuckte noch ein Blitz auf, fuhr noch eine feurige Schlange dahin und dorthin, biß wütend um sich und verschwand. Die Donnerpauke dröhnte hinter ihr her.

Nach einer halben Stunde war der Wanderer auf dem Weg zur Maleiche. Noch Dutzende Meter entfernt, fand er Teile der Eiche. Die Riesin aber stand! Nur ein gutes Drittel des Baumes war zersprengt. Sie stand stumm und starr. Meterlange, handbreite Risse klafften in ihrem Leib. Stumm und starr sah sie zu dem Menschen nieder. Leidgewohnt. Aber nicht vernichtet, wenn auch bis ins Mark getroffen. Die Hauptäste schienen wie unberührt. Nur die Krone war ihr geraubt, - eine Königin im Unglück, das sie starkmütig trägt.

Seitdem nannte der Wanderer die Riesin „Blitzeiche“. Sie war ihm nun nicht minder lieb. Sie war ihm wie ein Mensch mit großer Vergangenheit und großen Ehren, den großes Unglück später nicht klein werden läßt, sondern der es mit Würde trägt.

Er saß noch oft bei ihr. Und als der erste Frühling kam, trieb die Riesin wie ehemals Knospen und Blätter an den Zweigen, die ihr verblieben. Ihr Anblick war noch packender, ihre Sprache zwar leiser, aber bedeutsamer geworden.

Heimgekehrt nahm der Wanderer ein Buch, und er fand, was er suchte. Er las die Verse langsam, ganz langsam, so wie ein sakrales, liturgisches Gebet gelesen werden muß:

Die breite Riesin hält
im schweren wilden Geäst
eigenwillig Gedanken fest
aus längst verlebter Welt.
Sturmdröhnend und steinern lebt sie im Wald.
Wenn einsam ihre große Stimme hallt,
lauscht voll Grausen das junge, grüne Heer;
es kennt ihre Worte nicht mehr.
Das ist der Alten gleich;
sie ist sich selbst König und Reich.
Ob Menschen kommen, sie anzuschaun,
ob Vögel fliegen, auf ihr zu bauen,
sie achtet es nicht,
steht breit und steinern im rieselnden Licht,
hat nur den Willen:
mit Sonne und Stürmen
Jahr auf Jahr in sich zu türmen
und ewig wie Zeit zu quillen. - -

Im Hauberg steht eine uralte Eiche, eine der letzten unter den vielen, die der Hauberg kannte, - ehemals Grenzmal, heute Denkmal vergangenen Lebens, später auch Denkmal unserer Zeit, aus der in die Zukunft sie hinüberzuretten wir verpflichtet und gewillt sind.

(Nachschrift: Die Studie wurde 1936 geschrieben. Der Baum fiel im Oktober 1952 der Säge zum Opfer.)

Der SCHATZ im Burgbrunnen

Diese Sage ist eigentlich keine „Sage“, sondern geschichtliche Wahrheit! Sie ist ein besonders frappantes Beispiel dafür, wie aus „Wahrheit“, „Dichtung“, „Volksdichtung“ entsteht. Wenn ohnehin jede echte Sage - im Gegensatz zum „Märchen“ - eine mehr oder weniger historische Grundlage hat, so trifft dies bei der Sage vom Schatz im Burgbrunnen auf Hohenseelbach besonders überzeugend zu.

Ich fand zunächst im Volk diese Schatzsage als spärlichen Sagen-Rest. Später fand ich den geschichtlichen Hintergrund hierzu aus dem Munde eines Mannes, der dabei gewe-

sen war, als man diesen sagenhaften Schatz wirklich fand (1898!). Und nicht wenige, heute noch lebende Alte waren dabei, als man den Schatz fand!

Erst nachdem man den Schatz gefunden hatte - von dem vorher niemand etwas wußte und von dem es deshalb auch keine Sage gab - entstand die Sage, wachsend aus dem geschichtlichen Ereignis des Findens des Schatzes. Ausnahmsweise kann man in diesem Falle also das „Geburtsdatum“ der Sage genau festlegen: 1898, das Jahr, wo man im Burgbrunnen auf Hohenseelbach einen kleinen Sack voll Geld fand, dessen Inhalt in

den Jahren 1744 bis 1746 hier niedergelegt worden war, also anderthalb Jahrhundert früher!

Der Leser wird gestehen: unter den Hohenseelbachsagen, die der Verfasser bisher entdeckte, dürfte entstehungsgeschichtlich die Sage vom Schatz im Burgbrunnen die bei weitem reizvollste sein und selbst die Sage von der Versteinerten Buche übertreffen. Daß auch unsere moderne Zeit - und dies in einem schwerindustriellen Gebiet - noch Sagen „schafft“, beweist diese Sage ebenfalls (und nicht diese allein!). Es war allerdings höchste Zeit daß die Hohenseelbachsagen - es war dies nicht leicht - aufgespürt, ihre Hintergründe freigelegt und für die Zukunft erhalten wurden.

Normalerweise dürfte ich den folgenden Stoff nicht mehr „Sage“ nennen, da er mir zwar als „Sage“ zu Ohren kam, nunmehr aber von mir, nachdem der geschichtliche Hintergrund geklärt war, in der Form der „ge-

Laßt uns aus der Tiefe auf die Höhe wandern! Dorthin, wo die Freiheit wohnt, wo wir näher sind der Sonne und den Sternen, denn wir brauchen Freiheit, Sonne und Sterne für ein wahrhaft deutsches Leben.
(Julius Kober)

schichtlichen Erzählung“ - mit dichterischer Freiheit bei Nebensächlichkeiten - wiedergegeben wird, die allerdings gleichzeitig auch jenen Sagen-Rest enthält, der aus dem geschichtlich nachgewiesenen wirklichen Ereignis sich entfaltetete).

Zehn Jahre vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, im Jahre 1746, trieben sich zwei verdächtige Gestalten auf der einsamen Kuppe des Hohenseelbachkopfes zwischen dem Gemäuer der Ruinen herum. Jung-Stilling, der Freund Goethes, der in jenen Jahren den Hohenseelbachkopf besuchte, hätte ihnen dabei zufällig begegnen können.

Sie schleppten eine dünne Kupferplatte mit sich, auch einige Stanz-Eisen und einen kräftigen Hammer. An der vier Meter breiten Mundöffnung des Burgbrunnens hielten sie an und schauten hinab: sechs Meter unter ihnen sahen sie den Brunnen mit Basaltbrocken gefüllt, die im Laufe der Jahrhunderte hineingeworfen worden waren

Mit Hilfe eines Seiles läßt sich nun einer der beiden Männer in die Tiefe hinab, und der andere zieht das Seil hoch, knotet die Gegenstände daran fest und läßt sie zu dem

unten harrenden Genossen hinuntersinken. Dann verschwindet er selbst in der Tiefe. Nur das an einem Strauch befestigte Seil deutet an, daß dort unten Menschen sind.

Hier unten fühlen die zwei Männer sich sicher. Hier wollen sie falsches Geld machen: hier auch wohnen, essen und schlafen, und wenn es sie drängt, die freie Welt da droben zu genießen, so steigen sie hinauf, lagern sich auf dem feinen seidigen Rasen zwischen dem Gebüsch, steigen wohl auch auf eine Erhöhung und schauen sich um in der Weite. An Aussicht fehlt es ihnen nicht: Siebengebirge, Ederkopf, Kalteiche - so weit reicht der Horizont. Und wenn es sie gelüstet, zu den Menschen zu gehen, so tun sie es. Und Geld haben sie genug. Das machen sie selbst:

Ein Stanz-Eisen wird auf eine dünne Kupferplatte gesetzt, ein Schlag mit dem Hammer - halb ist die Münze schon fertig. Dasselbe von der anderen Seite, danach ein wenig Politur des Randes, und ein nagelneues Stück Geld ist fertig. „4 Kreuzer - 1746“ steht darauf. Sie greifen nach einem anderen Stanz-Eisen, und ein wenig später haben sie eine andere neue Münze: „2 Kreuzer - 1744“ ist klar und deutlich zu lesen.

Auch wenn es mit dem Falschgeldmachen vielleicht ein wenig schwieriger ging: dieses Handwerk ernährte seinen Mann! Die Falschgeldmünzen waren genau so schön wie die 2-Kreuzer- und 4-Kreuzer-Münzen, die der Graf von Sayn damals neu schlagen ließ. Und die Falschgeldmünzen waren auch genau so viel wert wie die des Grafen von Sayn: nämlich etwa halb so viel wert wie das Kupfer, aus dem sie gestanzt waren!

Und wenn sie ihr Falschgeld drunten im Altenseelbach, in Herdorf oder in Neunkirchen oder sonstwo nahe oder ferne in Zahlung gaben, so erhielten sie anstandslos, was sie benötigten, sei es Salz oder Brot oder Fleisch oder Schnaps oder Kleidung. Es war ein herrliches Leben für sie hier oben auf Hohenseelbach!

Eines Tages aber war es aus mit diesem herrlichen Leben: ein Galgen wurde für sie gezimmert - drüben auf dem Malscheiderkopf.

War man dahintergekommen, daß die beiden Kerle, die da immer Geld hatten und die immer das gleiche Geld hatten - Zwei-Kreuzer- und Vier-Kreuzer-Münzen, und diese immer nagelneu - Falschmünzer waren und dem Grafen von Sayn erfolgreich ins Handwerk fuschten? Es steht hierüber nirgends etwas geschrieben.

Und es steht auch nirgends geschrieben, daß sie nicht verrietten, wo sie ihre Falschmünzerwerkstatt hatten und wo sie einen

ganzen Sack voll Geld aufbewahrten. Wenn sie schon selbst nicht den Lohn ihrer Mühe haben sollten, dann sollte auch niemand ihr Geheimnis erfahren. Verbissen fühlten sie den Strick um den Hals. Verbissen erstiegen sie - einer nach dem anderen, vom Henker im roten Gewand und roter Kapuze mit Augenschlitzen geführt - die Leiter. Verbissen schauten sie, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, hinab auf das gaffende Volk der benachbarten Dörfer, sahen auch hinüber zum Hohenseelbachkopf, wo nun der ganze Sack Geld auf ihre Herren warten würde, die, anstatt ein fröhliches, sorgenfreies Leben zu führen, auf der Sprosse standen, den Strick ums Genick. Aber schon gab ihnen der Henker einen plötzlichen Stoß, daß sie, der eine eine Sekunde später als der andere, von den Leitern fielen und am Galgen baumelten, als bewege der Wind sie hin und her. Dann hingen sie still.

Das Volk verlief sich. Die Raben kamen vom Stegskopf herüber und holten sich wochenlang hier ihre Atzung. Die Reste der Leichen wurden dann vom Galgen heruntergeholt und unter dem Galgen begraben.

Und droben im Burgbrunnen auf Hohenseelbach lagen die Kupferbleche, der Hammer, die Stanz-Eisen mit den Prägestempeln und ein ganzer Sack voll Geld . . .

Der Siebenjährige Krieg begann im Jahre 1756 und endete 1763, als die Kaiserin Katharina von Rußland zu des Alten Fritzten Glück gestorben war. Der Sack voll Geld stand unberührt. Die Französische Revolution brach 1789 aus, und des letzten Ludwig Kopf fiel, unter dem Fallbeil. Der Sack voll Geld stand unberührt. Napoleon schlug Preußen und halb Europa, zog 1812 nach Rußland und bald auch wieder zurück, verlor die Schlacht bei Leipzig und manche andere Schlacht dazu; seine Marodeure plünderten und brandschatzten das Land an der Heller. Der Sack voll Geld stand unberührt. Theodor Körner fiel, die 48er Revolution brach aus und ging zu Ende, der 64-er, der 66-er, der 70-er Krieg begann und endeten, und der Sack voll Geld stand im Burgbrunnen auf Hohenseelbach, und Kupferplatten, Stanz-Eisen und Hammer lagen daneben, und niemand ahnte etwas von dem Geheimnis. Niemand ahnte, daß da ein Schatz verborgen sei, der nur darauf wartete, daß einer käme und ihn nähme, einer der die 6 m hinunterglitt, um nachzusehen, was da unten sei, etwa Dr. G. von Achenbach oder andere Gelehrte, die den Hohen-

seelbachkopf erstiegen, ihn ausmaßen und hinter seine Rätsel kommen wollten; auch nicht die vielen tausend armen Teufel, die Bergleute aus Herdorf etwa, die im Königstollen für 6 Silbergroschen je Schicht Blut schwitzten und die nur einmal in diesen 6 m tiefen Schacht hinunterzuklettern brauchten, um reich zu sein, so reich, wie es hundert Sagen erzählen, die von versteckten ungehobenen Schätzen sprechen, die alle darauf warten, daß einer sie höbe.

Aber im Jahre 1898, als man sechs Jahre vorher begonnen hatte den Hohenseelbachkopf seiner Krone zu berauben, da kletterte einer hinab in den Brunnen.

Und er fand den 150 Jahre alten ungehobenen Schatz.

Der Sack war verfault, das Geld lag zu Haufen auf und zwischen den Steinen, die Prägestempel, der Hammer, die Kupferbleche lagen daneben, so wie die Falschmünzer, an-

*Ob's regnet, ob die Sonne scheint,
Der Himmel lacht, der Himmel weint,
Wir wandern.
Wer glaubt, daß wir bei Regenschauern
Uns hocken hinter düst're Mauern,
Der hat vom Wandern keinen Schimmer,
Denn: Wanderwetter ist immer.*

(Julius Kober)

derhalb Jahrhunderte früher, sie zurückgelassen, ehe sie weggingen, um nicht wieder-zukehren.

Und er und die Kameraden, die herbeiliefen, füllten „einen ganzen Sandsack voll Geld“, füllten sich auch die Taschen. Und die Kinder spielten daheim mit dem Geld. Denn kein Mensch mehr konnte damit etwas anfangen. Eben gut genug war es als Kinderspielzeug.

Man sprach damals im Siegerland und Westerwald viel von dem Schatz im Burgbrunnen auf Hohenseelbach. Dann schwieg man davon. Und wenn jemand davon sprach, dann glaubte man, er spreche von einer Sage, und hörte nicht recht hin, - bis einer kam, der auch von dem Schatz hörte und zuerst nicht recht hinhörte. Erst als er mit einem der Alten sprach, der dabei gewesen war, als der Schatz gefunden wurde, da reimte er sich alles richtig zusammen. Aber sie war kein Märchen, und sie war eigentlich auch keine Sage. Sie war Wahrheit: die Sage vom Schatz im Burgbrunnen auf Hohenseelbach!

Aus dem Buch „Hohenseelbach - Wahrzeichen der Heimat“, erschienen 1954 im Selbstverlag Jos. Hoffmann, Herdorf/Sieg.

Ein TOTGEGLAUBTER kehrt zurück

Ein Erlebnis, wie es dramatischer keine Phantasie erfinden könnte, hatte der Bergmann Alois Helmert aus Herdorf auf der Grube Konkordia im Herdorfer Bereich um 1920:

Helmert arbeitete allein dicht über dem „Sumpf“. Über ihm war eine starke Eisenbühne eingebaut, die ihn vor etwa abstürzenden Steinen aus dem Schacht schützen sollte. Helmert hatte die Nacht durchzechet und legte sich in den schmalen „Sicherheitsort“, eine Einbuchtung in der Schachtwand über dem Sumpf, um ein wenig zu schlafen. Der im Schacht über ihm sich senkende Korb stürzte mitsamt der darin befindlichen Mannschaft ab und verwandelte sich beim Aufschlagen auf der Bühne in einen zerschmetterten Stahlknäuel, die Leichen der Bergleute zerquetschend. - Helmert hörte das Getöse und stellt fest: die Wasserrohre waren zerstört, das Wasser stürzte zurück in den Sumpf, der Sumpf wuchs und erreichte alsbald die Füße des im Sicherheitsort befindlichen Bergmanns. Von der - den Absturz des Korbes aushaltenden - Bühne herab baumelte ein Drahtseil, mit dessen Hilfe ein Kübel auf und ab gezogen werden konnte. Drahtseil und Kübel hingen in greifbarer Nähe vor dem entsetzten Bergmann. Helmer sprang in den Kübel und hing dicht über dem Sumpf. Der Sumpf stieg und stieg. Zentimeter- und millimeterweise wird Helmert hier ertrinken. Niemand kann ihn retten, kein Mensch und kein Gott. Die Lampe brennt an seiner Seite. Wasser klatscht aus

Aus dem Buch „Der Ewige Bergmann“ - Vier Bücher vom bergmännischen Menschen, gewidmet dem Andenken Georg Agricolae, dem Verfasser des Werkes „De re metallica libri XII“ 1556, erschienen im Deutschen Wald-Verlag, Rheinhausen.

Der bekannte Bergmannsdichter O. Wohlgemuth urteilt darüber: „Daß dieses Werk sich durchsetzen würde, stand bei mir fest, seit ich es kennen lernte. - Vor ein paar Monaten stand ich in Zeit im Dom des dortigen Fürstenschlosses vor der Grabplatte, unter der Agricola ruht. Ein paar Tage vorher war ich in Glauchau, wo er geboren ist. Im dortigen Graf-Schönbrunner-Schloß hat man eine Gedenkstätte für den großen Mann errichtet. Ich bin gewiß, daß in späteren Jahren Ihr Name - als des Schöpfers des Werkes „Der Ewige Bergmann“ - zusammen mit diesem guten Eckehart des Bergbaues dem deutschen Gewissen eingehen und dauernd geläufig bleiben wird.“

dem Schacht auf ihn herab. Einen Füllkübel hat er sich schon vorher über den Kopf gestülpt. Ein Haufen Drähte hängt greifbar vor ihm. Als das Wasser seine Knie erreicht, knüpfte er zwei Schlingen an, kletterte an Seil hoch und stellt die Füße in die Schlingen. Er ist dem sicheren Tod vorerst um anderthalb Meter entflohen. Aber der Tod kriecht hinter ihm her, millimeterweise, zentimeterweise.

Über ihm ist Totenstille. Nach langen Stunden erreicht das Wasser wieder die Knie. Helmert knüpfte neue Drähte über sich und klettert vor dem sicheren Tod aufwärts. Er schläft ein und stürzt in den Sumpf. Er rettet sich an das Seil heran und klettert hoch bis zu den Schlingen. Die Lampe ist erloschen. Totenstille, Totenfinsternis. Er knüpft neue Schlingen und klettert erneut hoch. Er hat sich festgebunden, um nicht abzustürzen.

Drei volle Tage und vier volle Nächte klettert so der Bergmann vor dem Tode aufwärts und der Tod hinter ihm her. Über ihm sind die Schneidbrenner an der Arbeit. Sie zerschneiden und zerschmelzen die Leichen. Unser Bergmann weiß nichts von den Leichen. Aber die zerschmolzenen Leichensäfte fließen auf ihn herab. Es stinkt entsetzlich, unerträglich. Helmert klettert. Dann stürzen Brocken herab, an ihm vorbei. Er ist für die Kameraden über ihm lange tot. Da sieht er Licht über sich. Er ruft, er erhält Antwort. Oben denkt man zunächst an Geisterpuk. Das kann nicht Helmert selbst sein. Für dessen Seelenheil hat man in der Pfarrkirche schon die Totenmesse gelesen. Den Männern oben geht ein Grauen über den Rücken. Sie rufen erneut. Es stimmt: Helmert lebt! Er lebt? Unmöglich. Aber er lebt! Sie müssen zu ihm hinab. Einer faßt Mut und läßt sich an einem Seil absenken. Man hat dem Mann einen schweren Hammer mitgegeben: „H. ist wahnsinnig!“ sagten sie ihm. „Höre nur wie er tobt! Wenn er dir gefährlich wird, schlage ihn tot oder stürze ihn in den Sumpf!“ Der Mann fuhr zu Helmert. Er war nicht wahnsinnig. Nach drei Tagen und vier Nächten in dieser Situation war er nicht wahnsinnig! Man brachte ihn nach oben. Nach vierzehn Tagen war er wieder an der Arbeit!

Das Erlebnis, hier ohne Dramatisierung berichtet, hat Helmert selbst dem Verfasser erzählt, ohne jede effektvolle Zutat. Im ganzen Siegerland, ja in ganz Deutschland erzählten sich die Bergleute dieses Erlebnis. (Der hier erwähnte Bergmann lebt heute in New-York).